

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Der Pfarrherr von Villa : ein Geschichte aus dem Val Bedretto [Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nach Zeichnung von Albert Welti, Zürich-München.

1. XI. 1903.

Der Pfarrherr von Villa.

Eine Geschichte aus dem Val Bedretto.

Von Maja Mathey, Stavechia.

VIII (Schluß). Nachdruck verboten.

Unter den Fenstern der Pfarrkirche von Villa war Matteo begraben worden.

Wo ihrer so wenige sind, zählt ein Menschenleben mehr als dort, wo sie haufenweise wie die Ameisen wimmeln und einander die Luft weg schnappen.

Aus dem Sommer war's jäh Herbst geworden.

Stürme sausten von den Bergen nieder durchs Tal und dörrten die goldgelben Blätter der Birkenstämme und die roten der Buchen vollends aus.

Der blaue Himmel färbte sich tiefer und dunkler und zog die weitgespannte Decke straffer, daß sie in klaren scharfbemessenen Konturen die Luft von der Erde schied.

An den Hängen des Tales fraß das Vieh das letzte Futter fort. Schön rundlich und glänzend war es geworden in der würzigen Alpluft. Manches Stück schaute mit melancholischen Augen an der Fülle seines Leibes entlang, die seinen Gang von Woche zu Woche schwerfälliger machte.

Das Jungvieh bewegte sich in gemäßigten Sprüngen am Rain entlang. Selten setzte eines in waghalsigem Übermut über die Wegbreite in das tiefer gelegene, steil abfallende Gelände.

Bergebens war der Enkel der Maddalena um die Hütte der Lehrerin gestrichen.

„Wo die Kirche Macht gewonnen, hat der Bursch verspielt.“

Er war klug und gab sein Werben auf.

Die Jungfrau Emilia wurde seine Frau. Zwar hätte sie dem Alter nach seine Mutter sein können, wenn sie in jungen Jahren die Liebe geplagt hätte. Sie war wenigstens aus dem Tal und eine schaffige und der Maddalena willkommener als eine Junge aus der Fremde.

Bald wurden die Geldsendungen spärlicher, die von den beiden an die Großmutter gelangten.

Dafür wußte die Bank von Airolo Bescheid von der erwerbenden Sparsamkeit des ungleichen Paares.

Die Weise ergab sich darein mit philosophischem Gleichmut. Sie hatte die Bruderskinder der Anna zu sich genommen. Bei dem Aufpäppeln der Kleinen blieb ein Bissen übrig für ihren zahnlosen Mund.

Die Tage wurden kürzer, heller und länger die Nächte.

Zum Feierabend strich der Toni über die geschnittenen Knäufe der fertigen Bettstatt. Die Stühle waren auch

vollendet, und der Kommode fehlte nicht der zierende Aufsatz.

Blitzblank und sauber standen die Stücke da, in dauerhaftem Holz gearbeitet.

„Wann soll Hochzeit sein, Maria?“ frug er das Mädchen jeden Abend.

Jedesmal blickte sie den Pfad nach Villa hinauf, wo das Haus des Pfarrers stand.

„Wart’ noch ein wenig!“ Und sie bat ihn, noch ein Stück zu schreinern in ihre Ausstattung.

Brummend fügte sich der Toni.

Die Wolken fingen an grau und schwarz zu werden und schleiften ihre Mäntel durch das Tal.

Das Wasser des Wilzbachs wurde an seinen Ufern zu glitzernden Gebilden.

Ein paar Tage machte der Toni keinen Feierabend. Neugierig schaute Maria durch das Fenster.

Vorsorglich hatte es der Schreiner verhängt. Der Vorhang war so neu und von so starkem Stoff, daß ihre scharfen Augen nicht hindurchdringen konnten.

Nun war es Maria, die jeden Tag ein paarmal Einlaß heischte in seine Werkstatt.

„Wart’ noch ein wenig!“ war sein Bescheid.

Ungeduldige Blicke flogen zum Pfarrhaus, und wenn sie den Geistlichen sah, ballte sie wohl heimlich die Faust. Doch hörte sie es gerne, wenn die Nachbarn seine Heiligkeit rühmten und ihm so die Barmherzigkeit dankten, mit denen er ihre Schwächen schonte.

Die Ungeduld der Maria wuchs an der Hartnäckigkeit des Toni.

Mürrisch sah sie zu, wie aus dem grauen Tag ein grauer Abend wurde.

Eine Woche war vergangen, ohne daß sich die Tür des Schreiners für sie geöffnet hatte.

Flocken fielen vom Himmel und legten sich weiß und dicht auf den Weg. Sie kamen in großen Massen und warfen sich auf das Grün der Weiden und verhüllten die Luft. Man sah nichts mehr als das schwere schweigende Fallen ungeheurer Schneelasten.

Da stapfte sich der Toni durch und stellte ein wohlverpacktes Stück vor die Überraschte.

Sie vergaß zu schelten über der freudigen Neugier. Gifftig verbiss sie die Schnur mit ihren Zähnen und löste die steifen Hüllen und das schützende Papier.

Eine Wiege stand vor ihr.

Sie war aus Birkenholz geschnitten und hatte die Form einer Muschel, über welcher sich ein Bogen als Schutzdach spannte.

„Morgen gehen wir zum Pfarrer!“ antwortete das Mädchen und lief zum Schrank und zog ein großes Stück geblümten Kattun hervor und passte Vorhänge und Decken ab für die neue Gabe — — —

Die Flocken fielen unaufhörlich und fielen über das Tal her, wie eine Springflut über den Dünenstrand. Am Morgen ragte der Schnee bis zu den Fenstern der Wohnungen.

Da lagen nun die Hütten in der weißen Einöde wie kleine dunkle Inselflecke im Meer, zu denen weder Weg noch Tor führt.

Das weiße Sterben hatte sie umzingelt. Es schwebte über ihnen mit rauschenden Flügeln. Jeder Verkehr mit den Nachbarn war abgeschnitten. Die kleinste Hütte war eine abgeschlossene Welt für sich geworden.

In den Stuben sauchte der mächtige Ofen aus Gotthardgestein Tag und Nacht. Breit und massig mit frommen Sprüchen bedeckt, starrte er wie ein ungefügtes Biered schwarz aus seiner Nische heraus. Auf seiner Kunst saßen die Alten und Gebrechlichen und ließen sich seine Wärmestrahlen durch die dünnen Adern laufen.

Die Oellampe brannte den ganzen Tag. Kaum vermochte ihr matter Schein die Dämmerung zu verscheuchen, die von außen eindrang und das Licht auffog.

Das Kartenspiel und der Aquavit waren die einzigen Berstreuungen der lebendig Begrabenen.

Ab und zu pfiff der Sturm in den wirbelnden Schnee. Es donnerte und dröhnte in der Höhe.

„Heilige Mutter, lenke die Lawine an unserer Hütte vorbei!“

Näher und lauter stampfte das unsichtbare Verderben. Die Hüttenmauern erbebten.

Das leuchte, schrie und tobte in der Luft.

Ein Moment atemloser Stille folgte, und mit furchtbarem Krachen stürzte das Ungeheuer in die Schlucht des Tressinbettes.

„Lob und Dank den Heiligen!“

Die Menschen atmeten erleichtert auf, ließen den Rosenkranz aus den Fingern sinken, griffen zum Lebenswasser oder schlügen von neuem die Karten auf den Tisch.

Das Leben war so einsichtig und düster geworden, und endlos kam der Winter dem Volke vor.

Den ganzen Tag saß der Pfarrer von Villa über seinen Büchern, und wenn der Abend kam, schaute er hinaus in das graue Buch der Natur. Es wußte nur von drohendem Schrecken zu sagen.

Sein starker Körper litt unter der beengten Luft.

Er hätte mit den dröhnen Dämonen ringen mögen, Brust gegen Brust. Jeden Morgen zwang er sich durch den Schnee, um die Messe zu lesen. Die flehenden Mutterhände konnten ihn nicht halten. Er bahnte sich wie ein zorniger Wiese seinen Weg durch das drohende Sterben. Er wollte seinem Wirken keine Grenzen setzen lassen.

Der vorgebaute, sechseckige Turm der Kirche zer-

hackte den Leib der anprallenden Lawinen und warf sie zurück in unbewohntes Land.

Mit unerschütterlichem Gleichmut hob er in das Brausen um ihn her den Kelch mit dem Blut des Gottessohnes. Seine Worte weckten ein sonderbares Echo in der eisigen Kirchenluft. Es war, als wenn die Toten aus den nahen Gräbern seiner lebendigen Rede mit harten hohlen Stimmen Gegenrede hielten. Hatte er die An- dacht verrichtet, so mußte er sich von neuem einen Pfad schaffen in dem frischgefallenen Schnee.

An Sommertagen war das Weglein, das Kirche und Pfarrhaus trennte, in wenigen Minuten zurückgelegt. Jetzt dauerte es Stunden, bis sich der Pfarrer hindurchgeschafft hatte. Mit flammenden Backen und zerschlagenen Gliedern setzte er sich nach solchen Gängen an das flackernde Herdfeuer. Aus seinem Gewand troff das Eis, von der Wärme zu fließendem Wasser geschmolzen.

„Das eigene Herz zwingen können, Mutter, den Geist und den Leib, das ist mehr als der Erde die Frucht abringen!“

Die Greisin maß ihren starken Sohn mit nassen Augen. Die Lobreden in der Gemeinde waren ihr nicht verborgen geblieben, und sie spürte durch das geistliche Gewand hindurch etwas von der Art des freien Bergbauern.

„Mag sich ein jedes sein Haus zimmern nach seinem Gefallen!“

Es lag eine würdigende Zustimmung in ihren Worten.

Die erfreute den Pfarrer in ganz besonderem Sinn.

„Ich brauche viel Glauben an mich selbst; darum danke ich dir deine Worte, Mutter.“

Die Frau strich ihm mit den runzlichen Fingern kosend über die heiße Stirn.

Draußen heulte und brauste der Schneesturm.

Ihr mütterliches Empfinden ließ sie ahnen, daß für den Sohn die Zeit der Stürme nun vorüber sei. Sie wußte auch, daß das wilde Gebaren der Schneewirbel von einem klaren, kalten Wintertage gefolgt würde, der alles in seinem Bann hielt, die rauschenden Wasser und die wallenden Baumkronen.

Dann ragten nur die schroffen Felswände empor, die so glatt waren, daß der Schnee nicht haften konnte an ihrer Seite.

Sie ragten schwarz und schweigend in die Weiße hinein wie nackte Opferstöcke, an denen die Natur umsonst sich müht.

Nach und nach wurde es draußen stiller.

Die lauten Stimmen der winterlichen Unholde verstummten.

Nun der Sturm sich gelegt, bemerkte man erst die große, wunderbare Stille, die selbst dem Tessin und

dem Sturzbach, den ewig Geschwätzigen, Schweigen geboten hatte.

Wie totes Land lag das Bedrettatal eingezemmert zwischen den riesigen Granitmassen der Gebirgswelt.

Über ihm wölbt sich ein toter Himmel über die tote Erde.

Die Schatten des Abends legten sich auf die Dämmerung.

Durch den Himmel flog ein schwarzblaues Tuch.

Über den uralten Grenzbergen stieg ein Gewimmel von Sternen auf.

Langsam schob sich die Nebelwand zurück.

Sie wurde weiter und weiter südwärts getrieben bis dorthin, wo die Lorbeerwälder im dunkeln Laub prangten.

In das tote Land blickten die Sterne. Es wurden ihrer so viele, daß der schwarzblaue Himmel fast ganz übersät war von dem blinkenden Silber.

Über der Cristallina stand der Mond. Er warf einen weißen Schein in die grünlich schillernden Eismassen, die in absonderlichen Formationen von den Felsen herab in die Schlucht hingen.

Bald waren die Gebilde zart und duftig wie ein seidenbestickter Brautschleier — bald massig und hochstrebend wie große ornamentale Bauwerke.

Kein Schein von Not belebte diese Pracht, in der selbst die Einsamkeit keinen Ton mehr fand für ihren klagenden Gesang.

Die Natur feierte ihr Totenfest in glashellem, frostigem Glanz.

Die grünen, blauen und weißen Lichter lagen gefesselt in dem kristallenen Eise.

Sie feierte ihr Fest mit dem gleichen Prunk und der gleichen Wahrheit in der Erscheinung, wie sie im Sommer das Leben gefeiert hatte.

Am Morgen strahlte eine bleiche Sonne über dem Tal.

Der Pfarrer nahm Hacke und Schaufel zur Hand und bahnte einen Pfad von der Kirche abwärts ins Land hinein.

Als er ausschnaupte von der schweren Arbeit, sah er, wie ihm von Ossasco aus eine Schar entgegenschaffte. Man konnte nicht unterscheiden, ob es Frauen oder Männer waren. Alle trugen Hosen und Stiefel und die Kappe mit den Ohrenklappen tief ins Gesicht gezogen.

Sobald der erste Zuchschrei ertönte, merkte man an den hellern und tiefen Klängen, daß sich Weiber und Männer auf den Weg gemacht hatten.

Der Pfarrer stieß noch ein paarmal die Hacke in den aufknirschenden Schnee. Dann wandte er sich wieder der Kirche zu und begann die Glocken zu läuten.

Sie brausten in die klare Winterluft in frohen, freudeverheißenden Melodien.

Emsiger wurde der lockere Schnee zur Seite geschauft. Die Teesinbrücke war überschritten und nur ein kleines Stück zu pfaden bis dorthin, wo der Pfarrer den letzten Spaten gestochen hatte.

Einzelne sprangen in den Schnee, um schneller am Ziel zu sein.

Voran der Toni.

Mit einem frohen Ruf schwang er sich einen Meter voraus. Hallo, der Schnee trug gut!

Flink sprang er zurück, fasste Maria unter dem Arm und flog mit ihr über den ungepfadeten Weg.

Rastlos schafften die andern weiter; denn ein Tritt zur Seite, und über dem Unvorsichtigen schlug das weiße Grab zusammen, wie die Wogen des Meeres über ihrem Staub.

Atemlos kamen die beiden zur Kirchenpforte.

Die letzten Glockenkänge verhallten.

Mit schnellen Schritten kam der Pfarrer von Villa den beiden entgegen, wehrte ihren Händen, die in das geweihte Becken tauchen wollten, und segnete sie selbst mit dem heiligen Wasser.

Maria verneigte sich tief vor den segnenden Händen des Geistlichen, deren Last auf ihrem Scheitel lag.

Sie empfand die lebendige Wärme, die sich langsam durch seine kalten Finger durchbrach.

Sie sah zu ihm auf, nachdem der fromme Spruch ihr geworden, und konnte ihr Staunen kaum eindämmen über die steile Höhe seiner Stirn, die wie gemeißelt sich abhob von der dämmrigen Kirchenluft und ihm eine Ahnlichkeit gab mit den aus Elfenbein geschnitzten Statuetten in den Altarnischen der Pfarrkirche.

Er war ihr ganz fern gerückt, fast wie ein Abgeschiedener, dessen verblassendes Bildnis sich in ihre Erinnerungen mit einem Glanz ehrfürchtiger Erhabenheit über die irdischen Dinge einfügte.

Ihr zur Seite pochte das warme, liebe Leben in der Gestalt des Toni.

Auch die letzten Stufen waren in den Schnee geschlagen und von derandrängenden Menge überschritten.

Das Kirchlein von Villa war ganz voll Menschen geworden.

Die bleiche Winteronne fiel durch die roten Scheiben und tanzte auf den andächtig gesenkten, in bunte Tücher gehüllten Köpfen hin und her.

Die leuchteten ihrerseits wie Blumen auf dem Acker. Da waren weiße mit bunten Mustern eingewobene, braune, deren Kanten das Grün der Hoffnung und das goldene Gelb der Sonnenblumen verfimbildlichten.

Einige waren glänzend blau wie ein Sommerhimmel. Wiegen ihre Trägerinnen das Kinn, so knisterten sie wie dürres Stroh.

Eine Wolke von Weihrauch hüllte die bunte Pracht

ein. Die tönende Stimme des Pfarrers las das Evangelium.

Ein kurzer Sonntag hatte die Schrecken des Winters unterbrochen.

Das Getöse der fallenden Lawinen lag dem Volke noch in den Ohren, und keins wußte, wann der weiße Tod wieder seine Truppen zusammenrief zum Ritt in das zitternde Tal.

Laut und flehend erscholl beim Rundgang um die Kirche das Ave Maria von allen Lippen.

Von neuem vereinigt, klangen ihnen die Schellen des Hochamts wie himmlische Verheißungen, und inbrünstig auf den Knien liegend, harrten sie, bis sich das große Geheimnis der Wandlung vollzogen hatte.

Die tägliche Lebensgefahr und die große weiße Stille sind den schwachen Menschen ein Ansporn zu Gebet und frommem Glauben.

Wo der starke und erfahrene Geist den wunderbaren Wechsel erkennt, der in ewiger Zerstörung Neues erzeugt und im Wandel unvergänglich ist, wärmt das kindliche Herz der Nölpler das liebe Feuer der mythischen Wundergeschichten von Höllenschrecken und Paradieszauber.

Die blonde Sonne strahlte aus blauem Himmel.

Das Wintertreiben begann.

Sein frischer Atem segte die Andacht mitsamt den Weihrauchwolken aus Rock und Herzen.

Durch die Luft sauste der Schneeball.

Weißbepudert stampfte die Gemeinde ihren Hütten zu.

Die steinalten Mütterchen humpelten mühsam hinterdrein und drehten raschlos murmelnd an den Augeln ihres Trästers.

In der geöffneten Kirchentür stand der Pfarrer von Villa und schaute über das Volk hinweg zu den eisstarrenden Felsen der Cristallina.

Schnee deckte die Glüten seines ungestillten Lebensdurstes.

Weiß und blendend leuchtete der gefrorene Sturzbach in den Winter. Der Traum des Lebens war stumm geworden in seinem Eise.

Fröstelnd zog der Einsame die Schultern zusammen.

In seinem Winter lagen die Gebote der Kirche statt der fröhlichen Frühlingskeime verborgen.

„Ein Leben wiegt nicht viel im Schoß der Unendlichkeit. Herr, laß das tägliche Opfer des meinigen dir nicht zu gering sein!“

Langsam schritt er durch die leere Kirche zurück und sank in die Knie vor dem Bild des Gekreuzigten.

Feierliche, stillen Gedanken formten sich ihm zum Gebet.

Aus ihrer Mitte war den Leuten von Bedretto ihr Heiliger geworden.



Der Weg zum Hades.

Nach der Radierung von Albert Welti, Zürich-München.

